

ten Regeln. Aber er erkannte zugleich auch klaren Blickes die ganze Tragweite der Veränderungen, die sich vor seinen Augen vollzogen — und das setzt einen außerordentlichen Tiefblick voraus. Er hing nicht Träumereien nach, wie etwa manche Missionare in Mexiko, die mitten im 16. Jahrhundert Phantastereien eines Joachim von Fiore nachtrauerten. Er steht ganz in seiner Zeit, ihn interessiert die aktuelle und konkrete Wirklichkeit, die Übel und die Nöte seiner Zeit. So begreift er die Dringlichkeit, sich für eine Anpassung an die Bedürfnisse einer Welt einzusetzen, die auf der einen Seite durch die Reformation, auf der andern durch die Entdeckungsfahrten eine ganz neue Gestalt anzunehmen begann. Der Aufenthalt in Paris ist selbstverständlich nicht von der gleichen Bedeutung wie die Bekehrung von Loyola, von der alles seinen Ursprung nahm, und wohl auch nicht wie der Aufenthalt zu Manresa, wo vieles ein uns entzogenes inneres und gnadenhaftes Geheimnis bleibt. Aber auf der uns zugänglichen, geschichtlichen Ebene bildet der Pariser Aufenthalt — selbst wenn es kein Gelübde vom Montmartre gäbe — ein unentbehrliches Glied in der Geschichte von den Ursprüngen der Gesellschaft Jesu.

Johannes Scheffler - Silesius

HILDEGARD AUST

Die Schlesier sind stolz auf ihr Land und auf ihre Kultur, auf ihre schöpferischen Einzelgänger und die bewährte Lebenstüchtigkeit des gesamten Volkes. Wer sind die Schlesier eigentlich? Ganz sicher nicht das, womit östliche Machtpolitik sie etikettieren möchte. Die Forschung weiß, wie schwierig es ist, ein klares Bevölkerungsbild von Schlesien zu geben. Mindestens zwei Komponenten, germanische und slawische Bevölkerungsteile, bildeten das früheste Schlesiertum. Seit dem Beginn der politischen Verselbständigung Schlesiens im 12. Jahrhundert machten sich — den schriftlichen Quellen nach — vorzüglich westliche und östliche Einflüsse geltend, wobei bis ins 19. Jahrhundert hinein die westlichen Einflüsse zahlenmäßig höher zu veranschlagen sind. Es muß freilich hinzugefügt werden, daß unter „westlich“ nicht durchweg „deutsch“ zu verstehen ist; wir treffen auch auf romanische Elemente, auf Tschechen und Juden. Ebensowenig kann man die „östliche“ Zuwanderung durchweg als „nichtdeutsch“ bezeichnen; wir denken an den Rückstrom von Deutschen aus dem schlesischen Stammesvorfeld im Nordosten, Osten und Südosten.¹

¹ Vgl. Ludwig Petry, Die Zusammensetzung des Schlesiertums im Lichte der schriftlichen Quellen, Vierteljahresschrift „Schlesien“, 1956, Jahrg. 1, Heft 1, S. 24 ff.

Im Rahmen solcher Forschung wird eine Gestalt erneut bedeutsam, die von anderer Seite bereits vielfältig beleuchtet und beurteilt worden ist: Johannes Scheffler, genannt Angelus Silesius, als Dichter wie als Mensch einer der Größten aus dem schlesischen Barock.

Die Persönlichkeit Johann Schefflers begreift sich aus der ihr innewohnenden, nicht nur in einander ablösenden Epochen, sondern während seines ganzen Lebens und Schaffens ständig wirksam werdenden Antithetik. In diesem Zusammenhang ist das elterliche Erbe bedeutsam.

Der Vater, Stanislaus Scheffler, wurde im Jahre 1562 zu Krakau geboren. Seine Ahnherren gehörten wohl zu den um 1200 — vielleicht aus Schlesien — nach den Karpathenländern ausgewanderten Deutschen. Diese Auswanderer polonisierten sich, mindestens teilweise, im Lauf der Zeit, vorzüglich natürlicherweise durch die Verbindung mit polnischen Lebenspartnern. Stanislaus Schefflers Vater, ein offenbar vermögender Herr mit dem gleichen Vornamen, heiratete die polnische Adlige Anna Wilczkowna de magna Dembiensko.² Auch die Mütter väterlicher- und mütterlicherseits gehörten polnischen Adelsgeschlechtern an: Felicia Dembinska de Dembiany und Dorothea Plinska de Szczekarzow.³ Ob Stanislaus selbst sich als Polen oder Deutschen erachtete und als was wir ihn vom heutigen Standpunkt aus bezeichnen müßten, kann nicht mit voller Sicherheit bestimmt werden. In zwei Quittungen aus den Jahren 1619 (hier erstmalig als Breslauer Bürger) und 1621 nennt er sich „Stanislaw Szeffler auf Pollenn“,⁴ die Eintragung anlässlich der Taufe seines ersten Sohnes, eben unseres Dichters, lautet „Stanislaus Scheffler Nobilis Polonus Pr.“.⁴ Der polnische Gelehrte Dr. Wincenty Urban, Verfasser des Artikels „Jan Scheffler slaski eklezjolog XVII w.“,⁵ bezweifelt Stanislaus Schefflers Polonität. Obzwar in Polen lebend, könne St. Scheffler doch Deutscher gewesen sein, dawider besage auch nichts seine spätere Erhebung in den polnischen Adelsstand. Für St. Schefflers Polonität sprechen zwei Tatsachen: Noch 1621, also mindestens drei Jahre nach seiner Übersiedlung nach Breslau, unterschreibt er seinen Namen in polnischer Manier (Stanislaw Szeffler), und die Eintragung zur Taufe seines jüngsten Sohnes lautet: P. Stanislaus Scheffler, Polonus.⁴ Aber wie dem auch sei, die Frage „deutsch oder polnisch“ scheint in jener Zeit im allgemeinen nicht die entscheidende Rolle gespielt zu haben, in der wir sie heute zu sehen gewohnt sind. Das beweist auch später die Haltung des Dichters, wovon noch die Rede sein wird.

Die Trauung der Eltern Stanislaus Schefflers fand nach katholischem Ritus statt,² im weiteren Verlauf des ehelichen Zusammenlebens aber scheint das lutheranische Element vorherrschend gewesen zu sein; denn der Vater

² Lucjan Simienski, Anio Szlazak, Portrety Literackie, Tom. IV, Poznań 1875, S. 50.

³ Hans Ludwig Held, Angelus Silesius, Gesammelte Werke, in drei Bänden, Carl Hanser Verlag, München 1952, I. Bd., S. 113.

⁴ H. L. Held, s. zu 3.

⁵ Urban Wincenty, Jan Scheffler slaski eklezjolog XVII w. Wiadomości Kościelne, Rocznik 5, Wrocław 1950, Nr. 1—6.

unseres Dichters war Lutheraner; er ließ sich in der evangelischen Maria-Magdalenen-Kirche (Breslau) trauen und seine Kinder im lutherischen Bekennnis aufwachsen und erziehen.

Stanislaus Scheffler hatte sich in seiner Jugend eine gelehrte Bildung erworben und war dann in Staatsdienste getreten. Hier zeichnete er sich durch besondere Verdienste aus, wofür König Sigismund III. auf dem Warschauer Reichstag von 1597 ihn samt seinen Nachkommen in den Adelsstand erhab. Das Adelsprädikat wird verschieden angegeben: Das Totenbuch der Breslauer Elisabeth-Kirche nennt ihn „von und auf Koberschin“,⁶ und in der Leichenpredigt auf seinen Sohn Johannes wird er „Herr zu Borwicze“⁷ genannt.

Spätestens Dezember 1618 siedelte Stanislaus Scheffler nach Breslau über; denn am 21. Dezember 1619 erscheint er erstmalig als Bürger der Stadt in einer handschriftlich ausgefertigten Quittung über den Empfang des Jahreszinses von 200 Gulden aus einem dem Rat von Breslau geliehenen Kapital von 4000 Gulden.⁸ Was ihn zur Übersiedlung bewogen hat, ist nicht bekannt. Vielleicht waren es die trotz des Wilnaer Religionsfriedens (1573) noch immer kritisch gebliebenen religiösen Verhältnisse der damaligen polnischen Dissidenten, vielleicht auch hatte der stolze Edelmann eine persönliche Ehrenkränkung erfahren, die er in seiner hochfahrenden, leicht aufbrausenden Art mit dem Wechsel des Wohnsitzes quittierte. Er kam als ein vornehmer, wohlhabender Mann; so mag die Stadt ihn nicht ungern aufgenommen haben. Mehrere Urkunden bezeugen, daß er sein Kapital sowohl an den Rat der Stadt wie an Privatpersonen gegen Zinsen oder sonstige Leistungen verlieh. Freilich sah er auch zu, daß er sein Vermögen wieder hereinbekam, und wo ihm sein Recht nicht werden wollte, ließ er sein Temperament walten. Das mußte auch die Jungfrau Susanne, des Herrn Pankratius Gutthebers Tochter, spüren. Der Breslauer Rat entschied sachlich und gerecht, daß die Jungfrau Susanne den Forderungen des Herrn Scheffler nachzukommen habe; der nobilis polonus aber wurde ermahnt, „die Jungfrau undt die ihri gen . . . mitt wortten undt wercken hinfür unbeirret zu lassen.“⁹ Mit 62 Jahren heiratete Stanislaus die vierundzwanzigjährige Marie Hennemann, Tochter des Hofärztes Dr. Johann Hennemann. Bereits Ende des Vermählungsjahres 1624 wurde dem nicht nur an Jahren ungleichen Paar das erste Kind, Johannes, geboren. Johannes war noch nicht dreizehn Jahre alt, als ihm der Vater starb; zwei Jahre darauf verlor er auch die Mutter. „Ihres müheseligen Alters im 39. Jahre“,⁹ berichtet das Totenbuch der Elisabeth-Kirche. Worauf kann sich die knappe Charakterisierung „müheselig“ beziehen? Nicht auf hohes Alter; denn sie war kaum vierzig Jahre alt. Auch wirtschaftliche Not kann nicht gemeint sein; denn ihr Gatte hatte sie nicht unvermö-

⁶ H. L. Held, a. a. O. I. Bd., S. 112.

⁷ Ebd. I. Bd., S. 353.

⁸ Ebd. I. Bd., S. 14.

⁹ Ebd. I. Bd., S. 16.

gend zurückgelassen. Also war es wohl Krankheit, die ihr zu schaffen machte. Wir müssen uns Marie Hennemann vermutlich als eine zarte, leicht kränkelnde, vielleicht auch nervöse Frau vorstellen. Das Bedürfnis nach männlichem Schutz und Rat — mit vierzehn Jahren hatte sie den Vater verloren — mochte sie darin bestärkt haben, sich dem um so viel älteren und erfahrungsreichen Manne fürs Leben zu verbinden; aber die, wie es scheint, zu Gewalttätigkeit neigende Natur des Gatten wird sie späterhin oft genug gequält haben, so daß sich ihre Lebenskraft frühzeitig erschöpfte. Erlebnisse dahingehender Art mögen sich dem empfindsamen Gemüt des ältesten Sohnes eingeprägt und mit den ererbten gegensätzlichen Charaktereigenschaften zusammen am geistig-seelischen Werden Johannes Schefflers entscheidend mitgewirkt haben.

Knapp einen Monat vor ihrem Tod, am 29. April 1639, hatte Frau Scheffler ihren ältesten Sohn im Elisabeth-Gymnasium angemeldet. Das Gymnasium erfreute sich weithin besten Rufes; bedeutende Männer wirkten in seinen Räumen. Lehrer war u. a. Christoph Köler, der bekannte Freund und Biograph Opitzens. Er gehörte zu denen, die aus nationaler Begeisterung heraus bestrebt waren, die bisher im Vordergrund stehenden romanischen Literaturen durch gleichwertige oder gar bessere deutsche Dichtung zurückzudrängen. Johannes Scheffler besuchte das Gymnasium ordnungsgemäß vier Jahre lang. Der hochbegabte Schüler versuchte sich bald in der Dichtkunst. Seine Jugendgedichte atmen ganz den Geist seiner Lehrer, Gelehrtheit und nationaldeutsches Streben, dennoch überraschen sie durch die Menge des gelehrten Wissens und die Sicherheit in Ausdruck und Form. Über die Gesamtpersönlichkeit des jungen Scheffler in dieser Zeit haben wir keinen Bericht; aber die wenigen Gedichte gewähren doch — trotz ihrer schulischen Gebundenheit — manchen Einblick. Das gilt insbesondere von der „Widmung an den Professor Köler“.¹⁰ Hier klingt nicht nur angelernte Sprache; ein persönlicher, rührender Ton schwingt mit. Wir sehen den bildungshungigen Knaben vor uns, wie er mit Begierde das vorgetragene Wissen aufnimmt, immer noch nach mehr und allem strebend. Doch dieser mächtig ausgreifende Geist hatte einen sehr anders gearteten, aber ebenso intensiv waltenden Partner neben sich: ein überempfindsames, liebe- und annehmungsbedürftiges Gemüt. Der frühzeitig der elterlichen Fürsorge beraubte Knabe mochte nach einem Menschen gesucht haben, den er lieben könne und der ihm Liebe entgegenbringe. Er fand in dem vorzüglichen Pädagogen, wonach sein zwiefaches Wesen verlangte. Man vergleiche mit der oben zitierten „Widmung“ etwa das durchweg steif einherstelzende Gedicht „Zum Namenstag des Professors Chrysostomus Schultz“¹¹ um zu erfahren, wie sehr verschieden das Lehrer-Schüler-Verhältnis in den beiden Fällen war.

Mit einem Empfehlungsschreiben seines Lieblingslehrers ausgerüstet, ging Scheffler 1643 an die Universität Straßburg. 1644 bereits begab er sich,

¹⁰ Ebd. II. Bd., S. 10ff.

¹¹ Ebd. II. Bd., S. 7.

einer Sitte der Zeit entsprechend, nach der damals weltberühmten Universitätsstadt Leyden. Es ist anzunehmen, daß gerade während des zweijährigen Aufenthaltes daselbst sein Interesse für religiöse Dinge geweckt worden ist, das in der Folgezeit zu ernster, verantwortungsbewußter Beschäftigung mit religiös-konfessionellen Fragen führte, wovon er in seiner „Schutz-Rede“¹² berichtet.

Sein unruhiges Streben ließ ihn nicht lange an einem Ort verweilen. Bereits 1647 ging er nach Padua, ebenfalls einer Sitte der Zeit folgend, und promovierte daselbst zum Doktor der Philosophie und Medizin. Seine Gegner warfen ihm vor, daß er in dieser Zeit und späterhin ein ausschweifendes Leben geführt habe. Ob dies im gemeinten Sinne zutrifft, läßt sich nicht beweisen. Wohl aber könnte es sein, daß manches auf zeitgenössische Außenstehende — zumal wenn sie nach Schwächen suchten — so wirkte, was spätere Beurteiler in psychologischer Betrachtung dieser besonderen Persönlichkeit grundsätzlich anders zu sehen gezwungen sind. Schon beim Schüler erkannten wir ja trotz der spärlichen Nachrichten über seine Gymnasialzeit die zwiefach gerichtete Leidenschaftlichkeit, die sich einerseits in der Begierde äußerte, die Vielfalt des Lebens zu erfahren und durch Wissen und Besitznahme dem stolzen Bewußtsein von der Größe des Menschen zu genügen, und sich anderseits in dem Drängen nach rückhaltloser Hingabe aus Bedürftigkeit und Überfülle zugleich offenbarte. Daß diese Spannung sich im Lauf der Jahre nur noch verstärkte, beweisen Schefflers Dichtungen und Schriften. 1649 schrieb er einem Freund ins Stammbuch: „Mundus pulcher-rimum nihil.“ Die Welt ist ein wunderschönes Nichts. Wie muß man sich diese Worte von Scheffler wohl gesprochen denken? Mit leicht wehmütiger Betonung des „pulcher-rimum“ oder mit entschlossen asketischer Akzentuierung des „nihil“? Wichtig und bezeichnend jedenfalls ist das — selbst auf so knappem Raum — antithetische Denken.

Mit 25 Jahren kehrte Scheffler in die schlesische Heimat zurück. Er wurde Leibarzt des Oelser Fürsten Silvius Nimrod. Bei der praktischen Tätigkeit blieb er aber den Geisteswissenschaften zugewandt. War er bereits in den Jahren zuvor mit religiösen Richtungen und Zirkeln verschiedener Art in Berührung gekommen, so eröffnete sich ihm jetzt das Reich der Mystik. Mit der ganzen Inbrunst seines Wesens ergab er sich diesem Erlebnis. Abraham von Frankenberg, Böhmes bedeutendster Jünger und erster Biograph, einer der Edelsten der Zeit, führte ihn. Tief religiös und in sich gefestigt, war er wohl geeignet, dem unruhig Suchenden Halt und Richtung zu geben, und Scheffler verband sich ihm in verehrungsvoller Freundschaft. Durch Frankenberg lernte er auch Czepkos Schriften kennen, und es gestaltete sich in dieser Zeit, was der „Cherubinische Wandersmann“ (1657 gedruckt) ausspricht. Die Ansicht einiger Scheffler-Forscher, daß diese Dichtung nicht nur der Mystik angehöre, sondern pantheistisches Denken bezeuge, ist mit

¹² Ebd. I. Bd., S. 121.

der Quellenarbeit von H. Gies¹³ gründlich widerlegt. Eine psychologische Betrachtung führt zu ähnlich einheitlicher Sicht; denn die Dichtung gründet in der Persönlichkeit des Verfassers und im Leitmotiv seines ganzen Lebens und Wirkens: Erkenntnis und Verwirklichung des „Wesentlichen“. Die antithetische Wesensart des Dichters ist nicht in dem Sinn als widersprüchig zu fassen, daß die eine Art die andere ausschließe oder bekämpfte. Wohl hatte er Kämpfe auszutragen, aber nicht im unglückseligen Hin und Her entgegen gesetzter Leidenschaften, sondern im Streben eben nach dem „Wesentlichen“. Scheffler waren verschiedene Möglichkeiten wesensgemäß, die ein Zurechtfinden im Kosmos verstatten. Er erlebte die Größe des Menschen, seine Macht und Sonderstellung in der Schöpfung, seine „Überengelheit“. Des Menschen Lauterkeit, ob stetig bewahrt oder wieder erworben, ist kostbarer als die der Engel; denn sie geht beständig durch das Feuer der Versuchung. Durch die Menschwerdung Gottes wurde die menschliche Natur ins Göttliche erhöht.

Das Erlebnis der menschlichen Größe aber ist nicht das einzige. Auch in dem Wissen um die unendliche Kleinheit des Menschen liegt eine Möglichkeit, sich im Kosmos zu orientieren. Der Mensch weiß nichts und kann nichts, außer sich ganz still und in äußerster Passivität offenzuhalten, daß die Gottheit ihn erfülle. Die dritte Möglichkeit der Orientierung ist gegeben durch die werbende Liebe, die Hingabe des Menschen an Gott und umgekehrt, das Ineinander-Aufgehen in der *unio mystica*. Daß er der Mystik angehörte, wußte Scheffler, er bekannte sich selbst dazu; von seinem „Pantheismus“ aber wußte er ganz sicher nichts. Die ekstatische Steigerung und Übersteigerung ist die unserem Dichter eigene Art und Weise, einen Gegenstand mit dem Gefühl und dem Verstand zu erfassen, ihn zu erleben und zu durchdenken. Worum es bei diesem unablässigen Bemühen geht, das ist der „neue, der wesentliche Mensch“. Auch darin ist Scheffler falsch verstanden worden. Man meint, er habe einen neuen Menschentypus angestrebt, einen Menschentypus, frei von jeglicher konfessionellen Bindung. Es war ihm aber nicht um den „konfessionslosen“, sondern um den „wesentlichen“ Menschen zu tun, d. h. um den verinnerlichten Menschen, dessen Lebensführung ausgerichtet ist am Überirdischen, frei von irdischem Schein und Zufall, wie Rang und Stand, Reichtum, Ruhm usw. Ja, Leben und Werk erweisen ihn nachdrücklich gerade als „konfessionell“, und zwar in dem doppelten Sinn der bewußten Konversion zur katholischen Religion als der für sich und jeden Menschen einzigen Heilmöglichkeit und ferner der ständigen Bereitschaft zum öffentlichen Bekenntnis.

Das Antithetische der Schefflerschen Persönlichkeit offenbart sich nicht nur bei der Gegenüberstellung der einzelnen Reimsprüche, sondern auch

¹³ M. Hildburgis Gies, Eine lateinische Quelle zum Cherubinischen Wandermann des Angelus Silesius, Breslau 1929. Vgl. auch die beiden Aufsätze von K. Richstätter in dieser Zs. 111 (1926) 361—381; 121 (1931) 326—340 mit ausführlichen stilistischen und inhaltlichen Analysen und Literaturangaben.

innerhalb der Sprüche selbst, und zwar sowohl dem Gedanken wie der Form nach. Leben und Tod, Gott und Mensch, Zeit und Ewigkeit, das sind die gegensätzlichen menschlichen Erfahrungen und Gewissheiten, die Scheffler in vielfältigsten Variationen hart aneinanderrückt, ineinander verflieht und im „wesentlichen“ Bereich zur Einheit verschmilzt. Als Versmaß wählte er den zweizeiligen Alexandriner. Auch dies ist kein Zufall und nicht allein durch Czepko und andere Vorbilder zu erklären. Es ist vielmehr bezeichnend für unsern Dichter: die knappe rationale Form zwingt das antithetisch ins Grenzenlose drängende Emotionale und Spekulative zu Konzentration und Synthese.

Freilich ist zu bedenken, daß der gesamte Zeitstil der Dichtung, sowohl in deutscher wie in lateinischer Sprache, ähnliche Ausdrucksformen zeigt. Scheffler drückt das Zeitgefühl und den Zeitgeist nur besonders eindrucks- voll aus. Auch deshalb wurde der „Cherubinische Wandersmann“ nicht nur in Schlesien und darüber hinaus in ganz Deutschland begeistert aufgenommen; auch in den slawischen Literaturen fand er Eingang. Kein Geringerer als Adam Mickiewicz übersetzte oder paraphrasierte einzelne Sprüche. „*Zdania i uwagi*“ (1836) nannte er diese Epigramm-Sammlung, in der Reimsprüche außer von Angelus Silesius auch von Jakob Böhme und Louis-Claude de Saint-Martin in Übersetzung oder Paraphrase gegeben sind. Vermehrt als Mickiewicz' eigene Dichtung kamen Angelus Silesius' Verse auch nach der Tschechei.¹⁴

1653, ein Jahr nach dem Tod Frankenberg's, trat Scheffler in der dem damaligen Matthiasstifte gehörenden Kirche zum Katholizismus über. Karl Viëtor meint: „Daß Scheffler frommer Katholik wurde, ist ein psychologisches Problem“, fährt aber überraschend fort: „vielleicht auch eine Konsequenz seiner Entwicklung.“¹⁵ Es kommt wohl darauf an, was man unter „fromm“ versteht. Wenn schlichte, problemlose und friedsame Gläubigkeit gemeint ist, so kam Scheffler nie dazu; wohl aber blieb er bis zu seinem Lebensende eindeutig katholisch orientiert. Was er in der katholischen Kirche suchte und auch fand, war Freiheit und Bindung zugleich: Freiheit von dem unwürdigen Parteiengenzäck und dem Buchstabenglauben, in die das Luthertum geraten war, Freiheit für das persönliche religiöse Erlebnis; der Bindung aber, der Sicherheit und möglichsten Geborgenheit bedurfte er aus dem immer wachen Wissen heraus um die Gefahr seines Wesens, sich, sei es im Spekulativen oder Emotionalen zu verlieren. In strenger Konsequenz der Lebensführung ließ er sich 1661 zum Priester weihen.

Wohl in der Zeit, da Scheffler sich bewußt dem Katholizismus zuwandte, ist sein zweites Hauptwerk, die „Heilige Seelenlust“, entstanden zu denken. Das schwärmerische Liebesverhältnis der Seele zu Jesus ist der Gegenstand. Es ist eine vielfältig antithetische Liebe: die in Selbstauflösung sich hinge-

¹⁴ Genaueres s. bei O. F. Babler, Angelus Silesius in den slavischen Literaturen, Zs. f. Dtsch. Phil. 1956, 2. Heft, S. 153.

¹⁵ Karl Viëtor, Johann Scheffler, Schlesische Lebensbilder Bd. III, Breslau 1928, S. 79

bende und die sehnsüchtig werbende, die eifernd streitende und die anbete-
tend verehrende, die besiegelt spielende und die erschüttert mitleidende. —
Mit erzieherischer Absicht übergab Scheffler dies Werk der Öffentlichkeit.
Nicht mehr sprach er nur aus, was ihn erfüllte, sondern er wollte, daß auch
andre daran teilhätten. Bewußt verwandte er die Form der Schäferdichtung
seiner Zeit, den leichtfertig tändelnden weltlichen Inhalt durch innige Re-
ligiosität ersetzend. Der Erfolg, den die „Heilige Seelenlust“ erfuhr, beweist,
in wie hohem Maß sie den religiösen Bedürfnissen der Zeit entsprach. Scheff-
lers Werk ist aber nicht nur von zeitgebundener Bedeutung. Bis in die Ge-
genwart hinein rechnen wir die Schöpfungen dieses Dichters zum Besten,
was deutsche Lyriker schufen. Mit der Unmittelbarkeit solcher Lieder wie
„Ich will dich lieben . . .“ wurde Scheffler zum frühen Wegbereiter moder-
ner Erlebnisdichtung.

Zu dieser Dichtung im besonderen äußert sich der polnische Literatur-
historiker Lucjan Siemienski. In Zusammenarbeit mit dem deutschen
Scheffler-Forscher August Kahlert¹⁶ entstand sein Porträt unseres Dichters. Besonders das Lied „Mir nach, spricht Christus, unser Held . . .“ hat es
dem polnischen Gelehrten angetan. Ich darf die einschlägige Stelle in eige-
ner Übersetzung zitieren: „Dieses Lied hat nichts von deutscher Schwerfäl-
ligkeit; als Angelus es schrieb, da war er dem Geist nach ganz Pole . . . unter
deutscher Dichtungsmanier finden sich bei ihm oft jener klare Blick, jenes
ungezwungene Hinstellen des Gegenstandes, das treffsicher gewählte Wort,
die Sicherheit in der Wiedergabe dessen, was er fühlt und denkt, kurz, alle
jene Eigenschaften, die für unsere alten Dichter charakteristischer sind als
für die deutschen. Ich meine, Scheffler muß die polnische Sprache verstan-
den und unsere Dichter gelesen haben.“¹⁷ Für diese letzte Vermutung fand
ich keine Belege. So viel aber ist gewiß, daß man nicht unbedingt in pol-
nischer Literatur nachsuchen muß, um Anklänge oder mögliche Vorbilder
für Schefflers Dichtungen zu entdecken. Die geistlichen und weltlichen Lie-
der des deutschen Mittelalters, der Reformation und des Barock bieten deren
genug. Daß es Scheffler ungleich besser gelang als den möglichen Vorgän-
gern, dafür war er eben einer der Großen. Dennoch ist es bemerkenswert,
daß diese schlesische Dichtung den Polen Siemienski vertraut und heimisch
anmutet.

In diesem Zusammenhang ist eine weitere Feststellung erwähnenswert:
Eine Reihe Lieder aus der „Heiligen Seelenlust“ sind nicht nur in die deut-
schen Kirchengesangbücher beider Konfessionen eingegangen, sondern auch
in die polnischen, z. B. Jesus, Jesus, komm zu mir . . .,¹⁸ Ich will dich lie-
ben . . ., Auf, auf, o Seel . . .¹⁹ u. a.

¹⁶ August Kahlert, *Angelus Silesius, eine literar-historische Untersuchung*, Breslau
1853.

¹⁷ L. Siemienski, a. a. O. S. 38.

¹⁸ X. Jan Siedlecki, *Spiewnik Koscielny*, Wydanie Jubileuszowe, Kraków 1947 (katho-
lisch), S. 124, Nr. 9.

¹⁹ May *Spiewnik Koscielny*, Wydanie V, Warszawa 1951, Nr. 56 u. 64 (evangelisch).

Zur Zeit seiner Konversion bereits hatte sich Scheffler einen Namen erworben sowohl durch seine Gelehrtheit wie durch seine Tätigkeit als Arzt. Obwohl wir in dieser Zeit von mehreren Konversionen hören, mußte doch der Konfessionswechsel eines so bedeutenden Mannes Aufsehen erregen, und Scheffler sah sich veranlaßt, seinen Schritt in einer Schrift eigens zu rechtfertigen. Er rückte dadurch nur noch stärker in den Mittelpunkt weiter Offentlichkeit. Seine Gegner griffen ihn hart an, und Angelus Silesius, dessen ekstatische Seele alles Irdische am liebsten überflogen hätte, geriet schließlich in einen polemischen Schriftwechsel, der an erbitterter Schärfe und Unflätigkeit auf beiden Seiten nichts zu wünschen übrigließ. Ingrimmig wiederholt er in seinen Schriften die Beschimpfungen, die auf ihn niedergeschlagen: Lästerliches Schnefflermaul; Erz-Bösewicht; Mamelukischer Priester zu St. Matz, der durch Eintunkung seiner Rabenfeder ins Uringlas für die polnischen Mägde einen *commentarium* üb. d. Offenb. Joh. schreiben möchte; führt die Bauernmägde als ein Oberster auf die Wallfahrt usw. Die angeführten „Kosenamen“ waren das Erzeugnis eines lutherischen Theologen und Professors in Leipzig, namens Johann Adam Scherzer.

Uns interessiert im besonderen der Hinweis auf die polnischen Mägde. Wie Lambert Schulte ausführt,²⁰ kamen bereits seit dem 16. Jahrhundert alljährlich polnische Hilfsarbeiter in die Breslauer Gegend und verteilten sich auf die dortigen Güter. Sie blieben die ganze Erntezeit über. Im Jahre 1529 waren es über 1100 Personen, Männer und Frauen. Wenn ungünstiger Witterung wegen nicht geerntet werden konnte, die Schnitter also arbeitslos waren, wurden sie zu einem sozialen Problem. Der Rat der Stadt beorderte die „Almosherren“, für den Unterhalt dieser Arbeiter zu sorgen, und ein Kaplan hielt ihnen eine polnische Predigt. — Solcher Art also werden wohl auch die von Scherzer spöttisch erwähnten „polnischen Mägde“ gewesen sein, die Scheffler gewiß seelsorglich und möglicherweise auch ärztlich betreute. Der von dem Leipziger Eiferer abgeschossene doppelspitzige Pfeil traf Scheffler bezeichnenderweise nur einfach. Nicht auf das ganz sicher als verstärkende Beleidigung gedachte „polnische“ reagiert er, sondern nur auf „Mägde“: „... ist Christus nicht auch für die Seelen der Mägde, welche hinten (bei der Wallfahrt) nachgefolgt sind, gestorben, und soll man sie nicht so wohl zur Andacht führen, als ihre Herrschaft? Mein Herr Scherzer, wie manche Mägde sind in den Augen Gottes würdiger als ein solcher schmäh-süchtiger Licentiat, wie Ihr seid!“²¹ Welche Haltung in einer Zeit des Standsdünkels und der Privilegiensucht! Daß diese christlich-soziale Gesinnung sich nicht in schönen, aber leeren Worten erschöpfte, sondern in zahllosen Werken bestätigte, davon spricht Daniel Schwartz in seiner Rede zum Leichenbegägnis Schefflers.²²

²⁰ Lambert Schulte, Polnische Erntearbeiter im 16. Jahrhundert, Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, 23. Bd. Kleine Schriften, Teil 1.

²¹ Johann Schefflers Schutzrede etc., Neiße 1664, S. 38.

²² H. L. Held, a.a.O. I. Bd., S. 341ff.

Ein noch ärgerer Gegner als Joh. Ad. Scherzer erstand Scheffler in dem Danziger Prediger Ägidius Strauch, der unsren Dichter auf so ehrenrührige Weise zerschimpfte, daß Scheffler nichts anderes übrigblieb, als von sich selbst genauer zu sprechen. Dies geschah in der Schrift „Schauführung des lästernden Höllen Hundes, der sich Egidij Strauchs gewesene Information-Haus- und Tischgenossen nennt“ (Neiße 1674). Darin sagt er: „... was würde ein solcher Bube nicht verdient haben, der meine Person mit unzähligen Ehrenschändungen durch öffentlichen Druck im ganzen Deutschland traducirt, der ich von ehrlichen adeligen Eltern ehrlicher Abkunft, und auch im Königreich Polen, wie König Sigismundus samt der ganzen Republica beteuert, ad amplissimos quosque honores & dignitates qualifiziert ...“ (8). Und etwas weiter in dem gleichen Schreiben droht er, er werde seine Klage vor den Richterstuhl des ganzen Römischen Reichs und vor die Krone Polens bringen, „die sich auch meiner Person / so wohl wie eines hochbeleidigten Priesters / als eines ihres Mitgliedes / auf Ersuchung / wird annehmen ...“ (198).

Die beiden Zitate sind interessant, weil sie u. a. Johann Schefflers Verhältnis zu Polen charakterisieren. Stanislaus Scheffler, der Vater, war aus Polen nach Breslau gekommen, und als intelligenter und vermögender Mann hatte er sich im deutsch-schlesischen Lebensraum verhältnismäßig schnell eingewöhnt. Anderseits werden der Rat der Stadt und ihre Bürger dem selbstbewußtesten Herrn seine Besonderheit, sich weiterhin *nobilis polonus* zu nennen, gern zugestanden haben, zumal er finanziell genug war, sich ihnen nützlich zu erweisen. Er heiratete eine deutsche Frau, auch die Namen der Kinder (Johann, Magdalena, Christian) betonen nicht die polnische Tradition. Seine Kinder genossen durchaus deutsche Erziehung; doch wird er nicht selten im Familienkreis mit Stolz von seiner hohen Auszeichnung durch den polnischen König gesprochen und die Urkunde gezeigt haben. Daß diese verpflichtende Ehre Johannes, dem ältesten Sohn, immer im Bewußtsein blieb, ist natürlich. Ob unser Dichter durch seinen Vater Kenntnis von polnischer Sprache und Sitte erhielt, dafür fand ich keine Belege. Daß er eine der eiferndsten Schriften gegen die Ketzer unter dem polnischen Pseudonym *Hierotheus Boranowsky* veröffentlichte (er gebrauchte auch lateinische Decknamen oder schrieb *anonym*), will nichts besagen; solche Namen mögen auch im damaligen Schlesien reichlich zur Hand gewesen sein. „Polen“ war für Johannes Scheffler die „Polnische Krone“ als eine repräsentative Staatsmacht, und dieser fühlt er sich — obwohl eindeutig Deutscher — zugehörig, an sie will er sich um Schutz wenden wie an das ganze Römische Reich. Dies geschieht ohne jede nationale Problematik und mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der er deutsche wie polnische Landarbeiter betreute. In der unter dem Pseudonym *Boranowsky* gerichteten Schrift an Kaiser Leopold röhmt Scheffler die Fürsten, die sich für die katholische Religion einsetzen. In diesem Zusammenhang nennt er auch den König von Po-

len.²³ Auch hier geht es nicht um nationale Belange, sondern um die Gegenüberstellung von Katholik und Ketzer. Zitate hierzu ließen sich noch vermehren. Schefflers Verhältnis zu Polen erweist sich also — nach den knappen Belegen — nicht als ein Gefühl der volks- oder blutsmäßigen Zugehörigkeit, sondern als eine Verbundenheit durch Konfession und gesellschaftliche Elitestellung: Als katholischer Priester und Mitglied der Polnischen Krone erwartet der deutsche Schlesier auch von Polen Schutz und Recht.

1676 gab Angelus Silesius die wichtigsten seiner polemischen Schriften gesammelt heraus. Er nannte diese Sammlung „Ecclesiologia“ und schrieb dazu eine Vorrede, in der wir folgendes rückblickendes Bekenntnis lesen: „... als ichs vor Jahren in meiner geistlichen Ruhe betrachtet und erwogen, ist mich aus Liebe zum Heil der Seelen ein solcher Eifer und feuriger Antrieb, den verführten und verirrten Schafen dies fürzuhalten ankommen, daß ich mich auch, weil ich in dieser Materie etwas zu tun vorhin keine Lust noch einigen Gedanken gehabt, auch meine gedachte geistliche Ruhe am allerungernsten durch äußerliche Geschäfte zerrüttet sahe, mit großer Gewalt aus der anmutigen Innigkeit, von welcher die in ihren Jesum verliebte Psyche und der Cherubinische Wandersmann samt andren Zeugen, habe herausziehen müssen und wirken können. Aber die Liebe Christi zwang mich dazu...“ Es war also geschehen, daß der ganz auf die innerliche und überirdische Wirklichkeit ausgerichtete Mystiker mit eifernder Liebe und Sorge auch das Irdische und Sinnenhafte als Wirklichkeit erkannte. Er betätigte sich mit Erfolg. Es heißt, daß viele, die ihn vernahmen, zur katholischen Religion übertraten.

Auch im Sinnenhaften steigerte er sich bis ins äußerste: Er forderte die Herrscher auf, ihre Untertanen, falls sie sich weigerten, zum katholischen Glauben zu zwingen; für sich selbst aber bestimmte er (1660): „Ich will das Kreuz tragen durch die Stadt mit einer Kron auf dem Haupt, damit ich Christo gleichförmig werde... Damit ich von allen und vor allen zuschanden und verachtet werde... denn der meiste Teil wird mich einen Narren schelten oder für ehrösüchtig halten... und also werd ich viel verlieren, was man ehmal von mir gehalten.“ So geschah es auch: Als am 22. August 1661, zum ersten Mal seit 135 Jahren, eine Prozession durch die Straßen Breslaus zog, schritt Scheffler mit Dornenkrone, Kreuz und Fahne, trunken von Ekstase, in dem Zuge einher, begleitet vom galligen Hohn seiner ehemaligen Glaubensgenossen. Auf uns Heutige wirkt solche Haltung theatralisch. Tatsächlich charakterisiert das Bedürfnis nach übersteigerter Exponierung der eigenen Persönlichkeit den barocken Menschen. Scheffler versinnlicht den Geist der Zeit in seinem Leben und seinem Werk. „Sinnliche Beschreibung der vier letzten Dinge“ (1675 gedruckt)²⁴ heißt seine letzte größere Dichtung, die im Dienste des Bekehrungseifers ein möglichst großes Publi-

²³ Hierothei Boranowsky Gerechtfertigter Gewissenszwang oder Erweis, daß man die Ketzer zum wahren Glauben zwingen könne und solle, Neiße 1673.

²⁴ H. L. Held, a.a.O. III. Bd., S. 221 ff.

kum erfassen möchte. Es ist eine derb anschauliche, lehrhafte Schilderung von Tod, Gericht, Verdammnis und Seligkeit und gleichzeitig ein kulturgeschichtliches Dokument. Den durch die Wirren und Schrecknisse des Dreißigjährigen Krieges so vielfältig und gründlich geplagten Menschen jener Epoche wird diese Dichtung unmittelbar verständlich gewesen sein. Die beim „Jüngsten Gericht“ angeprangerten Schandtaten und die ausführlich geschilderten körperlichen und geistigen, komplizierten und primitiven Qualen der Verdammten waren ihnen ja historisches Erlebnis. Scheffler ging es auch hier um den „wesentlichen“ Menschen:

Ihr ganzes Leben war ein Schein,
Kein Wesen in dem Grunde.²⁵

Man kann bedauern, daß des Dichters spätere Schriften so gar nichts oder so wenig von der dichterischen Schönheit oder Vollendung des „Cherubinischen Wandersmanns“ oder der „Heiligen Seelenlust“ besitzen; doch sagt das nichts gegen seine Persönlichkeit. Obwohl Scheffler zu den größten Dichtern seiner Zeit gehört, war er doch nicht an erster Stelle künstlerischer, sondern religiöser Mensch. Kunst und Religion sind eng miteinander verwandt. Der Ernst und die Tiefe des Erlebnisses und das Hineindringen ins Metaphysische gehören zu beiden. Die überwältigende Intensität des religiösen Erlebnisses machte Scheffler zum religiösen Dichter, sie machte ihn aber auch zum Streittheologen. Die Antithetik seines Wesens äußert sich in Vergeistigung und Versinnlichung. Beides geschieht in leidenschaftlicher Art, die sich bis zum Gewaltsamen steigert. Die gleiche Unnachsichtigkeit, mit der er den Nicht-Katholiken entgegentritt, wendet er auch gegen sich selbst. In strenger Askese, aufopferungsvoller Arbeit und Meditation lebt er für sich und verzichtet auf den Trost der menschlichen Gemeinschaft.

Der schonungslos harten Selbstzucht waren seine körperlichen Kräfte nicht gewachsen. Seit Mitte der sechziger Jahre, wenn nicht schon früher, kränkelte er. Dennoch gönnte er sich keine Ruhe. Am 9. Juli 1677, erst 53 Jahre alt, starb Scheffler. Dem Geist und dem Körper nach fast „den Engeln gleich“, war Angelus Silesius dennoch ein Mensch, in des Begriffes erschütterndster Bedeutung. „Fuit homo... Wahr ist's, unser Herr Scheffler war wesentlich ein Mensch.“²⁶ Nach Schefflers Tod fand man seine Schrift „*Li-bellus Desideriorum Joannis Amati*“, darin sagt er: „Ich habe eine Kunst gelernt, und bin ein Schütz worden, der gute Vorsatz ist mein Bogen, und die unaufhörlichen Begierden meiner Seele sind die Pfeile.“ Nicht Zerrissenheit des Wesens erklärt das unruhige, vielfältige Streben dieses Menschen, sondern vielmehr das ewige, schmerzliche Unbefriedigtsein, das sich notwendigerweise aus dem erhöhten Maßstab und Ziel ergab, nach dem er sein Leben und Wirken ausrichtete.

Die Frage liegt nahe, was diesen Dichter des schlesischen Barock heute

²⁵ Ebd. III. Bd., S. 241, 242.

²⁶ s. zu 22.

noch lebendig sein läßt. Als Adam Mickiewicz sich in die Mystiker vertiefte, wurde er sich der Erlesenheit der Lektüre durchaus bewußt. Er schrieb 1835 an einen Freund: „Es ist mir, als hätte ich viel gewonnen, daß ich denkerisch tätig war und einige Bücher las, die mir zu langen Meditationen ausreichten.“ Im gleichen Jahre schrieb er an einen Bekannten: „Wir haben vielzuviel zur bloßen Unterhaltung oder zu allzu niedrigen Zielen geschrieben ... Mir scheint, es kommen wieder die Zeiten, da der Mensch ein Heiliger sein müssen wird, um ein Dichter zu sein ...“²⁷ Mickiewicz kannte bestenfalls den „Cherubinischen Wandersmann“. Je genauer man sich aber mit Schefflers Leben und Werk befaßt, desto stärker erfährt man die Wirkung dieser bedeutenden Persönlichkeit. Wohl durch sein dichterisches Werk, weit mehr aber durch sein konsequent durchlebtes Menschentum ist Angelus Silesius ein Mahner zu verantwortungsbewußter Lebensgestaltung. Sein Zeitalter wird als das spannungsreichste in der deutschen Geistesgeschichte bezeichnet. Die innere Unsicherheit des Menschen, der kaum begonnen hatte, sich selbst zu entdecken, verstärkte sich durch das Erlebnis des Dreißigjährigen Krieges. Die Frage nach dem Wert des Menschen, nach dem Sinn des Daseins wurde auf die verschiedenste Weise theoretisch und praktisch beantwortet: mit Diesseitsfreudigkeit und Jenseitssehnsucht, stumpfer Brutalität und mystischer Ekstase, mit Gleichgültigkeit und Askese, Aberglauben und bereits beginnender Aufgeklärtheit. Angelus Silesius war durch sein elterliches Erbe gewissermaßen vorgebildet und besonders empfänglich für die Probleme seiner Zeit, er erlebte sie in sich.

Da sich in ihm sowohl deutsche wie polnische Geistesströme vereinten, wirkte er in dem damals noch nicht nationalistisch abgekapselten, sondern nach Westen und Osten offenen Raum und verdient auch gerade darum heute wieder unsere Aufmerksamkeit. Die Antwort auf die Frage nach Bedeutung und Aufgabe des Menschen suchte er ausschließlich im religiösen Bereich. Er erachtete den Menschen als mit der Schöpfung höchster Würde ausgestattet und mahnte zu einer dieser Hochstellung gemäßen Lebensführung. Das „Wesentliche“, das „Göttliche“ ist das Maß. Aber nicht erst im Jenseits verwirklicht sich die „Verwesentlichung“, die „Vergöttlichung“ des Menschen, sondern sie ist ständig verpflichtende Aufgabe im diesseitigen Leben.

Angelus Silesius suchte den Menschen seiner Zeit ihr Ziel zu zeigen. Solches Orientierungsstreben ist an sich zeitlos. Vor jeder neuen Epoche steht erneut die gleiche Aufgabe. Auch unsere Gegenwart ringt um solche Orientierung. Mit den Geschehnissen unserer Tage hat das Barock-Zeitalter seinen Ruhm, das spannungsreichste in der deutschen Geistesgeschichte zu sein, verloren, und es ist mehr als bloßes literar-historisches Bemühen, wenn die heutige Literaturforschung sich mit so lebhaftem Interesse gerade dem siebzehnten Jahrhundert zuwendet.

²⁷ O. F. Babler, a.a.O. S. 154.